

Liebe Bergen-Enkheimer – und Rinnen, liebe Dichter und Dichtertöchter,
meine Damen + Herren –: ich freue mich, daß ich nun doch
nun einmal in meinem Leben – wenn auch nicht als jünger
aufstrebendes Dicht, sondern als alterndes Vorwärtendes
~~ist~~ in das berühmte Bergen-Enkheim eingeladen wurde.

INGOMAR VON KIESERITZKY - STADTSCHREIBER BERGEN-ENKHEIM 2006

Rede Michael Klotz

Manchmal, bei längeren Zugfahrten, wenn man gezwungen wird, seinen Mitreisenden zuzuhören, wie sie in ihre Handtelefone sprechen, oder ihnen zuzusehen, wie sie mit gelangweilter Hingabe die BILD-Zeitung lesen (die man als Gegenüber dann auch zu überfliegen genötigt ist), wie sie an ihren i-pod-Kabeln hängen, um sich die Lektüre etwas zu erleichtern, wie sie alle paar Sekunden durch hastiges Knopfdrücken sich vergewissern, ob eine SMS-Nachricht sie erreicht hat (mit der Folge eines seligen Lächelns oder einer noch viel mürrischeren Lektüre der BILD-Zeitung), wie sie mit hohem Ernst und mit gerunzelter Stirn ihre elektronischen Agenden bearbeiten oder sich auf dem Laptop einen Film anschauen, (wenn man, bei einer Fahrt in einem dieser zwar meistens verspäteten, aber sonst hervorragend ausgestatteten Inter-City-Züge durch das offenbar fast immer grüne, nahezu ländliche, auf jeden Fall trotz der gelegentlich auftauchenden Fabriken oder Containerhalden geradezu idyllisch wirkende Deutschland fährt, dann kann es, wenn man sich der Melancholie, die in diesem Lande, besonders seit der Fußballweltmeisterschaft, verpönt ist, nicht verschließt, vorkommen, daß man sich, gedankenverloren und spielerisch, die Frage vorlegt, was wohl Menschen in hundert Jahren von unserer Zeit ^{des Gojälischen Friedens} halten werden.

Eine müßige Frage? Gewiß. Denn trotz der unzweifelhaft großen Fortschritte der Lebenszeitverlängerungsmedizin wird höchstwahrscheinlich keiner von uns in der Lage sein, tatsächlich im Jahre 2106 zurückzublicken. Wir tun zwar immer so, als sei es ein Leichtes, einen Zeitraum von hundert Jahren zu **denken**, doch in Wahrheit sieht es anders aus. Oma gleich achtzig plus zwanzig macht hundert, diese Milchmädchenrechnung geht nicht mehr auf. Wir sagen zwar immer so dahin, das Problem der

Anpassung von West- und Ostdeutschland sei eine Frage von zwei bis drei Generationen, doch was das bedeutet, können wir uns nicht ausmalen. Was soll denn passieren, damit die Arbeitslosenzahlen im Osten drastisch sinken? Welche Industrie soll in der Uckermark angesiedelt werden? Wenn wir in der Zeitung lesen, die großen Industrienationen hätten besorgt festgestellt, daß der Energieverbrauch Chinas in hundert Jahren sich verfünffacht habe, dann teilt sich uns diese Besorgnis mit, aber unsere imaginativen Fähigkeiten reichen nicht aus, die Folgen zu denken. Gehen dann die Öl- und Gasströme nach China und kommt auf unserer Seite des Schlauchs nichts mehr raus? Muß dann jeder im Garten ein Windrad aufstellen, um sich den Kaffee aufbrühen zu können? Die großen Szenarien – vom Club of Rome bis zur Anti-Atom-Bewegung -, die unsere Phantasie in den sechziger Jahren aufgeschreckt haben, sind auf das Maß zusammengeschnürt, das uns gerade noch bekömmlich ist – auf unsere Lebenszeit: sind die Renten sicher, können unsere Kinder ordentliche Schulen besuchen, bringt jemand die Abfälle und den Müll weg, werden wir auch nächstes Jahr für 120 Euro nach Mallorca fliegen können? Unsere prognostischen Fähigkeiten sind auf unsere eigene Lebenserwartung beschränkt: Hauptsache **ich** kriege meine Rente, hoffentlich können **meine** Kinder studieren, solange **mein** Müll weggeschafft wird, ist noch alles in Ordnung. Aus dem emphatischen **Wir** der Nachkriegszeit ist ein besorgtes **Ich** geworden. Und da dieses immer älter werdende Ich in einer anspruchsvollen Zeit lebt, möchte es bis zum bitteren Ende diese Ansprüche erfüllt haben. Alles was darüber hinausgeht, entzieht sich unserer Vorstellungskraft. Ob auch in hundert Jahren noch Raketen von Israel in den Libanon fliegen und umgekehrt, ob der Iran sein Atomprogramm ausbaut oder als nächstes Land von Amerika bombardiert wird, ob die Deutsche Bank in Zukunft **sämtliche** Buchungen in Indien ausführen läßt und keine mehr in Deutschland -, das ist uns eine Nummer zu groß. Hätte jemand vor zwanzig Jahren, also vor einer viertel Generation, gesagt, daß immer ein Inder beteiligt ist, wenn

ich eine meiner winzigen finanziellen Operationen ausführe, ich hätte ihn für verrückt erklärt. Oder ich hätte vielleicht gesagt, warum denn kein Inder, Inder sind doch okay, aber mir wäre vor zwanzig Jahren doch nicht in den Sinn gekommen der lange Schwanz von Sozialabgaben, Lohnnebenkosten und Krankenkassenbeitrags erhöhungen, der an meiner winzigen Überweisung klebt und es offenbar notwendig macht, daß der Inder und nur **der Inder in Indien** sich in meine dürftigen Geldbewegungen einmischt, weil er offenbar keine Sozialabgaben, Lohnnebenkosten und keine Krankenkasse kennt. Der Inder lebt kurz und gesund. Solange der Inder in Indien bleibt, darf er uns ^{meinetwegen} einen Arbeitsplatz wegnehmen, aber wehe er kommt nach Deutschland und will lange am Leben bleiben. Dann wird der Inder zum Türken, und dann hört der Spaß auf. Mit andern Worten: Meine prognostische Phantasie hätte vor zwanzig Jahren nicht ausgereicht, mir die Welt von heute auch nur in Umrissen vorzustellen.

Vielleicht ist das unsere einzige verbliebene Tragik (neben ^{und nach} dem Tod), daß uns jede prophetische, ja auch nur prognostische Fähigkeit verlassen hat; daß uns, mit dem Abschmelzen der Utopien, der Erwärmung und Verflüssigung der ewigen Gletscher des Unerreichbaren und dem Ende der verheißungsvollen Geschichtsphilosophien unsere Not verlassen hat, unbedingt noch etwas anderes, das schlechthin andere, zu denken. Ahndung, Ahnung, Gesichte, Voraussagen, Wunschvorstellungen, Riecher, Träume – das sind abgesunkene Reste in unserer wissenschaftlich geplünderten Seele, die wir, um die abgefäimte, brutale Seite unserer ziemlich leeren Existenz nicht zeigen zu müssen, gerade noch im privaten Austausch ^{ausprechen} ~~sagen~~ dürfen. Ich habe eine Ahnung! Mir träumte von einem anderen Leben in einer anderen Gesellschaft – das sagt man ^{bestenfalls} der Freundin, im Therapiekurs oder auf einem Forum des Kirchentags. Aber wehe, er (oder sie) macht das öffentlich, dann müßte er in die Klapsmühle, keinesfalls wird er befördert und gefördert. Den selbstvergessenen Träumer mit seinen Visionen hat es seit Mitte des 19. Jahr-

hundreds aus dem Zentrum der Gesellschaft vertrieben, er mußte mit der Romantik dem neuen Menschenideal weichen, das seither in den verschiedensten Ausprägungen die Macht und das Sagen hat. Erst wenn dieses äußerst fragwürdige und einseitige Ideal des zielgerichteten Handelns, Rechnens und Denkens ^{und einer dem gemäßen Lebensführung} auf Grund der objektiven Umstände an seine Grenzen stößt, was ja täglich geschieht ^(Wahrscheinlich) und auch in hundert Jahren durchaus noch geschehen wird, dann wird – verschämt und nicht ganz ernstgenommen – gelegentlich wieder der selbstgenügsame Melancholiker zugelassen, der uns in all den Jahren einer sich brutal durchsetzenden Rationalität, die ihrerseits natürlich vollkommen irrational ist, so sehr gefehlt hat. Denn natürlich steckt er noch in unseren Knochen, in unserem Leib, der viel mehr aufbewahrt, als was der Kopf – nein, nicht: sich träumen läßt, sondern zuläßt. Die Religion zum Beispiel, die seit Jahrhunderten der Rationalität im Wege steht und nicht weichen will, trotz aller sogenannter guter Argumente; das Naturgefühl, das selbst dem abgebrühten Rationalitätsfetschisten beim Untergehen der Sonne das Herz abschnürt; das Mitleid; der Gewissensbiß; die Erfahrung des Bösen und so weiter. Der Leib als abgrundtiefer Container für seelische Mangelerscheinungen ist immer noch voll, auch wenn wir ihn mit den schrecklichsten Methoden der Leibesertüchtigung und anderen schmerzhaften Operationen zum Verstummen bringen wollen. Er ist als Aufbewahrungsort für die ozeanischen Gefühle, die dramatischen Abstürze, die Erfahrung des Sinnlosen und des berauschend Schönen nicht totzukriegen, das zeigen uns täglich die Dichter, die ja nichts anderes tun, als ihn zum Sprechen, zum schmerz- und scherzhaften Ausplaudern seiner verborgenen Geheimnisse zu bringen. [⊗]

Die anderen, die keine Gelegenheit dazu haben, ^{ihre inneren Stimmen zu hören,} sind immer noch schlimmer dran. Wer das andere der Rationalität nicht zuläßt, wird zu einem Rationalitätsidioten oder zum – im besten Fall: unfreiwilligen – Lügner. Denn mit unserer idealisierten Vernünftigkeit, das wissen wir alle und die Politiker am besten, ist es nicht weit her. Also wird irgend etwas aus der Luft gegriffen und behauptet und am nächsten Tag halb widerrufen und

Wenn er im sozialen Körper eine unvorteilhafte Funktion hat, dann diese. Und wenn ihm aus nur wenigen Lesern, weil die meisten Marxisten Bücher bevorzugen, die sie bestätigen, so ist er doch da, in all seiner Unrichtigkeit doch anwesend.

ein anderes Konzept präsentiert und am folgenden Tag als sogenannte Mogelpackung wieder verworfen und immer so fort - und am Schluß eines langen, für jeden vernünftigen Menschen vollkommen irrationalen, wenn nicht gar wahnsinnigen Prozesses heißt das Ding dann: Rentenreform oder Steuerreform oder Schulreform und so weiter und hat weder etwas mit Rationalität noch mit Reform zu tun. Und selbst dann, wenn alles schiefeht und seit Jahren schiefeht, kommt keiner auf die Idee, sich für seinen Pfus^{alles andere als vernünftigen}ch zu entschuldigen, ob er nun Schröder heißt oder Merkel heißen wird oder irgendwie ^{andere.} Es ist erstaunlich, wie gutmütig wir mit Menschen umgehen, die uns ^{oftmals} nichts als Pfus^{ch} zu bieten haben. Wir müssen die Großindustrie steuerlich entlasten, hieß es acht Jahre lang, dann gibt es Arbeitsplätze, jetzt heißt es mit derselben Sicherheit von denselben Menschen: Die steuerliche Entlastung der Großindustrie ^{bringt} ~~gibt~~ keine neuen Arbeitsplätze. Für den Pfus^{ch} ist keiner verantwortlich, nur die Umstände. Die Umstände lügen. Und wir haben uns so daran gewöhnt, daß wir auch nicht mehr darauf bestehen, die Wahrheit hören zu wollen, und nicht einmal darauf bestehen, eine Entschuldigung hören zu wollen, weil wir eigentlich gar nichts mehr hören wollen. Jedenfalls nicht aus dieser Richtung. Denn jeder weiß ja, daß er nicht die Wahrheit hören wird, wenn er hinhört, und wenn er nicht einmal einen Vorschlag, eine Idee, ein dolles Ding oder auch nur die Umschreibung eines dollen Dings hört, wenn er hinhört, hört er eben gar nicht mehr zu. Und läßt eben die BILD-Zeitung regieren, oder Klinsi, oder Jauch, aber am liebsten eben doch die BILD-Zeitung und den neuen Patriotismus. Immer wenn ein Tor fällt, ist der neue Patriotismus wieder auferstanden, steht in der BILD-Zeitung, und wenn wir Dritter werden und trotzdem patriotisch fühlen, dann sind wir ganz besondere drittklassige Patrioten und hängen unsere Fahne aus dem Küchenfenster und bewegen die Lippen bei der Nationalhymne. Die Wahrheit selbst hat sich natürlich wie immer dünne gemacht. Natürlich kann jeder hier im Saal sagen, wo sie

versteckt

ist und wie sie aussieht, aber ich frage trotzdem lieber nicht. Sagen wir mal: sie hat sich vor oder hinter der BILD-Zeitung versteckt. Aber darüber ein andermal mehr.

Halten wir fest, daß wir ein **zu wenig** gestörtes Verhältnis zur sogenannten Rationalität haben, daß die sogenannte Rationalität die Neigung verspürt, sich selbst zu sehr zu mögen und wegen dieses unbändigen Narzißmus oft unansehnlich wird, halten wir fest, daß es nützlich wäre, nicht nur die Gesichter unserer Dichter, sondern auch die Träume und Trugbilder unserer sogenannten Eliten zu erfahren, die uns wahrscheinlich der Wahrheit, die sich versteckt hält, näher bringen würden; halten wir fest, daß wir trotz aller gegenteiliger Beteuerungen und aller hochgeförderten Wissenschaft ^{meiner} kaum etwas von uns und fast nichts von den anderen wissen. Oder ^{eigentlich} gar nichts. Nur eines wissen wir: Im großen Maßstab sind wir blöder geworden. Unsere Köpfe sind mit Müll zugestopft. Wir können zehn Automarken unterscheiden, aber die Pappel nicht vom Ahorn, wir können sehr wohl Frau Christiansen von Frau Maischberger unterscheiden, aber nicht den Buchfink vom Kleiber. Und so weiter und so fort. Und keiner fragt sich, warum wir diese elementaren Kenntnisse verlieren konnten und verlieren wollten.

Was also sieht ein Mensch in hundert Jahren, inzwischen vollständig verkabelt, angeschlossen, durchleuchtet ^{genutzt} entschlüsselt und emotional total austariert und cool, auf jeden Fall ohne pseudosensiblen Firlefanzen aus Bewunderung und Verklärung, was sieht er, wenn er einen längeren Blick zurück auf uns wirft?

Er sieht zunächst einmal die Anfänge dessen, was ihn ausmacht. Er sieht eine für seine Verhältnisse riesengroße Gruppe von circa achtzig Millionen Menschen, die sich noch halbwegs deutsch verständigen kann, auch wenn sie in einen aus der Ferne seltsam erscheinenden Kampf um die sogenannte richtige Schreibweise verstrickt ist. Da unser Nachfahr kaum noch deutsch spricht, weil dieses Idiom in seiner näheren und ferneren

Umgebung nicht mehr gebräuchlich ist und weil es auch nicht als chic gilt, sich in der eigentümlichen Sprache der Urgroßväter auszudrücken, ist er verwundert über diesen geradezu antiken Kampf, den seine Vorfahren um die sogenannte Getrennt- und Zusammenschreibung gegen den Staat geführt haben. Er lebt in einer Gesellschaft, die weder den Staat (oder die Nation) Deutschland kennt noch eine lebendige, einheitliche deutsche Sprache; er lebt in einem wirtschaftlich nicht besonders effizienten Europa, das, wegen der Abhängigkeit von Energie, als Anhängsel an Rußland klebt, das wiederum mit China eine Wirtschafts- und Währungsunion eingegangen ist. In Europa wird Spielzeug hergestellt, Raumfahrttechnik für die russischen Raumstationen, große Teile der Bevölkerung arbeiten in den Museen und als Animatoren für chinesische und arabische Reisegruppen. Die Bewohner Europas unterscheiden sich nur durch Abarten des Englischen von einander, und in ^{ihren} ~~ihnen~~ elektronischen Schulen, von Irland bis zur Türkei, werden Chinesisch und Arabisch als Fremdsprachen gelehrt, in exklusiven Sonderprogrammen wird ^{noch} Latein und Deutsch angeboten. ^{Stünde die} Aussagen aus den noch zugelassenen Fremdsprachen werden von unter der Zunge implantierten Mini-Computern augenblicklich in die jeweiligen englischen Dialekte übersetzt.

Als unser Nachfahre ⁱⁿ seinem Computer einmal zufällig auf den schön altmodisch klingenden Begriff „Börsenverein des Deutschen Buchhandels“ trifft und aus Neugier die Seite aufruft, muß er sich fast totlachen über die dort verbreitete Nachricht, daß noch um die Jahrtausendwende 2000 jedes Jahr sage und schreibe ^{achtzig} ~~tausend~~ verschiedene Bücher in deutscher Sprache gedruckt wurden, von denen die meisten auch noch per Hand ^{+Kopf} (aus lange verschwundenen, nur noch in unzugänglichen Hochtälern und Steppen gesprochenen Sprachen übersetzt worden waren, ^{wie} aus dem Finnischen oder Italienischen oder Litauischen. Einen besonderen Narren mußte die Generation seiner Urgroßmutter an Briefen gefunden haben, überall gab es dicke, kommentierte

Briefausgaben, ein Genre, das ihm, seit Abschaffung der Post um 2050, vollkommen fremd ist.

Mit einer einzigen Computeroperation läßt unser Nachfahr beispielsweise sämtliche ~~von 2000~~ des Jahres 2000 Büchern nach den am meisten verwendeten Hauptwörtern durchsuchen, von denen ihm einziges geläufig keins verständlich ist: Liebe, Wissensgesellschaft, Kultur, Tarifkommission,

Börsenspekulationsgewinn, Gott, Torschützenkönig. Einige von ihnen läßt er sich herauskopieren, verliert sie dann aber wieder in den hallenden Räumen der elektronischen ~~Welt~~ Unendlichkeit.

Seltene Menschen, seine Vorfahren. Sie liebten das ^{709.} Motivationsloch und den Integrationsgipfel, nicht aber ihre Universitäten. Sie lebten in einem geradezu unwahrscheinlichen Überfluß, sahen sich aber nicht in der Lage, ihren Ärzten hundert Euro, so hieß die damalige Währung, Nachtschichtzulage zu zahlen. Damals gab es noch * Krankenhäuser aus Fleisch und Blut und Pflegerinnen aus Thailand und Einzelzimmer. Er konnte nur staunen, was alles noch mit der Hand gemacht wurde, Operationen zum Beispiel. Er bekam richtig Respekt vor den Deutschen. Sie hatten zwar Angst vor Fremden, legten sich aber wie die Sardinen nebeneinander an fremde Strände, trotz der schon damals beginnenden Tsunami-Katastrophen, derentwegen seit 2020 das Betreten von Meeres-Stränden weltweit verboten wurde. Sie pochten nachdrücklich auf ihre sogenannte christliche Tradition, verboten aber einer muslimischen Lehrerin das Tragen eines Kopftuches. Sie klagten über die mangelhafte Ausbildung ihrer Kinder, taten aber nichts zur Verbesserung ihrer Schulen. Man konnte auf dem Bildschirm erkennen, wie Europa langsam zerfiel, ohne daß jemand ein kritisches Interesse gezeigt hätte. Was die Deutschen offenbar am meisten liebten, war etwas, was sie Kultur nannten. Es gab Unternehmenskulturen, ~~und~~ EBkulturen, ^{und eine Kultur des Scheiterns,} eine neue Bademodenkultur erfreute sich großen Zuspruchs und sogar eine Lesekultur wurde beschworen, und als sich Menschen

von einem Fernsehsender freiwillig einsperren und dabei beobachten ließen, sprach man von einer revolutionären Fernsehkultur. Für manche gehörte das nicht mehr oder nur gerade noch zur Hochkultur, aber auf jeden Fall zur Kultur. Zwar nicht Beethoven, aber Kultur. Unter all den vielen Kulturen, die in jenem weit entfernten Deutschland blühten, war die hohe Hochkultur natürlich das Höchste. In jeder Stadt gab es unzählige Theater, meist in schönen alten Häusern, die jetzt natürlich abgerissen waren; man erkannte sie daran, daß ab acht Uhr Blut und andere Körperflüssigkeiten unter den Eingangstüren herausflossen; die Stücke hießen meist Projekt: Kleist-Projekt, Büchner-Projekt, Shakespeare-Projekt, offenbar waren die Original-Stücke dieser Autoren schon damals verlorengegangen. In den sogenannten Theaterferien gab es in jeder Stadt Festivals, Nibelungen-Festspiele, open-air-Konzerte mit richtigen Sängern en masse; überall wurde etwas ausgestellt, was damals „Kunst“ hieß und auch zur Kultur gehörte, sogar in Kirchen und Banken lag etwas Graues, Amorphes in der Ecke, was man „Kunst“ nannte, und manchmal gab es einen Streit darüber, ob dieses Etwas tatsächlich Kunst war oder nicht. Wenn es in einer Bank lag und kein Geld war oder in einer Kirche und kein sakraler Gegenstand war, war es Kunst. Eigentlich war alles, was man ^{im} ~~vor~~ 2000 ein Ding oder einen Gegenstand nannte, Kunst. Wenn Erde in einer Bank lag oder ein Schöpflöffel in einer Kirche, war es Kunst, also Kultur. Auch der Gekreuzigte war, außerhalb der Kirche, Kunst, und wer Geld an die Wand nagelte, war ein kapitalismuskritischer Konzeptkünstler. Diese Kunst-Objekte wurden nach der Ausstellung versteigert, zu Preisen, die ihm astronomisch-abartig dünkten, ein Fisch in Aspik für vier Millionen, ein trockener Wasserhahn, grün angemalt, für zwei, man konnte nur staunen, was sich die Leute damals über das Sofa im Wohnzimmer hängten. Und nach der Auktion gab es Symposien mit internationaler Beteiligung, wo über den Wasserhahn diskutiert wurde, den Wasserhahn an sich und als etwas anderes, und diese Beiträge wurden übersetzt und in Büchern gedruckt, in Farbe, damit das Grün auch als richtiges

„Grün“ in seinem So-Sein zur Geltung kam. Tatsächlich gibt es ja nichts Schöneres als einen grünen Wasserhahn, nur sollte er, wenn er schon zwei Millionen kostet, auch Wasser geben, und nicht nichts, denkt unser Nachfahr. Und dann denkt er noch, die Generation meiner deutschen Urgroßmutter muß wahnsinnig reich gewesen sein, denn all diese Klaviersommer und Cellowinter und Wasserhähne und Museen und Theater und Klangwolken und Kunstvereine und Opernfestspiele und drei Tenöre müssen ja wahnsinnig viel Geld gekostet und wenig eingespielt haben. Offenbar hat keiner gemuckt. Offenbar war all das damals nötig, denkt unser Nachfahr, um meine Urgroßmutter und ihre Zeitgenossen übers Jahr bei Laune zu halten. Offenbar brauchte man das, weil man vergessen hatte, was man brauchte. Man brauchte den grünen Wasserhahn, weil er **kein** Wasser spendete. Wenn jemand, so las er in einer alten Zeitung, der Ansicht war, das sei alles Quatsch, wurde er als reaktionär gerüffelt. Nur Reaktionäre wollten einen Wasserhahn, aus dem Wasser floß. Es muß damals nur sehr wenige Reaktionäre gegeben haben. Aber nicht nur lebte diese phantastisch reiche Generation um die Jahrtausendwende offenbar in einer Saus- und Braus-Kultur, sie verfügte auch über geradezu unheimlich viel Zeit. Denn sowohl das Sirtaki-Festival in Duisburg wie das dance-Festival in Othmarschen wie die Karl-May-Festspiele waren immer ausverkauft. Leute fuhren Hunderte von Kilometern auf vollgestopften Autobahnen zu einem Nibelungen-Event. Sie übernachteten sogar in Othmarschen, um am nächsten Tag wieder ausgeruht im Stau stehen zu dürfen. Kein Weg war ihnen zu lang, kein Event zu teuer. Und wenn das Bach-goes-modern-Konzert ausverkauft war, fuhr man zur Love-Parade nach Berlin oder zum St.-Patrick's-Day nach London oder zum Marathonlauf nach New York, weil die deutsche Marathonkultur zu jener zeit noch in den Kinderschuhen steckte. Geld und Zeit spielten um die Jahrtausendwende ^{offenbar} keine Rolle.

Um so erstaunter war unser Nachfahr, als er sich einmal die ersten Seiten der damaligen Zeitungen anschaute. Dort wurde von einer gewissen Frau Merkel behauptet, der Staat sei pleite, bankrott, blank. Der Staat war offenbar der einzige Arme in der deutschen Gesellschaft, ein abgerissener Hungerleider, der sich Millionen pumpte, die er nie ^{immer} zurückgeben konnte. Eine marode Erscheinung, nicht schön anzusehen.. Kein Cent mehr in der Tasche. Alles weg. War all das Geld in das Sirtaki-Festival geflossen, in neue Museumsbauten? Oder in etwas, das man damals die vierte Reform der Gesundheitsreform nannte? Reformen wurden damals offenbar erfunden, um Geld zu vernichten, denn jede Reform wurde mit dem Refrain begleitet, sie koste ein Vermögen und sei unbezahlbar, werde aber trotzdem durchgezogen. Nur an eine Reform der Geldvernichtungsreform wurde in der damaligen Geldvernichtungskultur nicht gedacht.

Unser Nachfahr wurde nicht schlauer aus der Lektüre. Es lag damals, dachte er, vor hundert Jahren, etwas so Undurchdringliches, Verrücktes, beängstigend Verworrenes über der deutschen Gesellschaft, daß er sich gar nicht vorstellen konnte, wie seine Vorfahren damals gelebt hatten. Er schaute sich alte Fernsehsendungen an, die in der Hauptsache „Talk-Shows“ hießen, ein Genre, das inzwischen ausgestorben war. Auch hier wurde von gut gekleideten Damen und Herren fast ausschließlich über Reformen und ihre Kosten geredet, aber leider unverständlich. Selbst wenn man des Deutschen noch mächtig war, verstand man ^{immer} nur Reform. Wahrscheinlich sollte man, wie beim Theater, von einem Talk-Show-Projekt reden. Da der Inhalt der Talk-Show wie das originale Theaterstück verlorengegangen war, redete man einfach unverständlich drauf los, wurde unterbrochen, sprach aber weiter, dann alle im Chor, aber jeder einen anderen Text. Es muß furchtbar gewesen sein, damals um 2006 leben zu müssen.

Unser Nachfahr wurde trauriger und trauriger, er verlor bald jedes Interesse an der Geschichte seiner Urgroßmutter und ihren Zeitgenossen; lustlos zappte er sich durch das Jahr 2006, durch all die in seiner Zeit schon längst vergessenen triumphalen Kulturevents und deprimierenden politischen Nachrichten von Untergang und Verzweiflung. Und er war schon fast eingeschlafen, als ihn plötzlich ein Bild aufschrecken ließ und gefangennahm: Es zeigte ein Zelt in einer kleineren Stadt in der Nähe von Frankfurt, vollgepackt mit freundlichen Leuten, die nichts anderes taten, als *an einem* einem Dichter zuzujubeln. Unglaublich! Der Dichter hörte auf den seltsamen Namen Ingomar von Kieseritzky, wahrscheinlich ein Pseudonym, war ein ziemlich kleiner schwächlicher Mann mit blitzenden Augen, und was er las, war tatsächlich so aufregend, unkonventionell, verrückt und wahr, daß unser Nachfahr nur noch verzückt und hingerissen diesem Dichter zuhören konnte. Mein Gott, dachte er, *der heimlich immer noch von Gott sprach, mein Gott, was muß meine Urgroßmutter für eine glückliche Frau gewesen sein, daß sie diesen Dichter als Zeitgenossen hatte.* Bergen-Enkheim, so konnte er, zu Tränen gerührt, gerade noch lesen, Bergen-Enkheim, mein Gott, dachte er, *Bergen-Enkheim, hoffentlich kein Pseudonym, muß das Paradies gewesen sein.*

(Laudatio Stadtschreiber, Bergen-Enkheim 1. September 2006)

Und sogar haste Drogen waren damals noch erlaubt! Man trank Alkohol und rauchte Zigaretten.